

CONNY WALDEN  
Der Medicus von Konstantinopel



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

Konstantinopel um 1453: Vom Byzantinischen Reich ist nur ein schmaler Landstreifen rechts und links des Bosphorus geblieben. Die Türken stehen vor den Toren, und in den Ruinen der Stadt, die einst fast eine Million Einwohner beherbergte, leben noch knapp 50 000 Menschen. Die Kaiser wechseln schnell, die meisten fallen den Palastintrigen zum Opfer – oder der Pest. Und der Glaube an das baldige Jüngste Gericht breitet sich ebenso aus wie okkulter Aberglaube.

Auch der Bruder Maria di Lorenzos hat sich einer Sekte angeschlossen, und die junge Frau muss nach dem Tod der Eltern das Handelshaus der Familie allein weiterführen. Als sie dem Arzt Wolfhart begegnet, entspinnt sich eine leidenschaftliche Liebe. Wolfhart Brookinger ist Kaufmannssohn aus Lübeck, und er ist in die Stadt gekommen, um Fausto Cagliari zu treffen, den berühmtesten Pest-Arzt seiner Zeit. Der tritt an ihn heran und will ihn als Helfer für einen so ungeheuerlichen wie teuflischen Plan gewinnen ...

### *Autorin*

Conny Walden ist das Pseudonym für das Autorenduo Alfred und Silke Bekker. Alfred Bekker schreibt Fantasy, historische Romane, Kinder- und Jugendbücher. Seine Frau Silke Bekker veröffentlicht vor allem Humoresken und Erzählungen. Unter dem Pseudonym Conny Walden schreiben sie gemeinsam historische Romane.

Außerdem von Conny Walden bei Goldmann lieferbar:

Die Bernsteinhändlerin. Roman

Die Papiermacherin. Roman

Conny Walden

---

Der Medicus  
von Konstantinopel

Roman

GOLDMANN

1. Auflage  
Originalausgabe November 2012  
Copyright © 2012 by Conny Walden  
Copyright dieser Ausgabe © 2012  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagbild: Trompe l'Oeil, 1785, Boilly, Louis Leopold  
(1761–1845)/Sterling & Francine Clark Art Institute,  
Williamstown, USA/The Bridgeman Art Library; ARTOTHEK  
Finepic®, München  
Redaktion: Martina Czekalla  
LT · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin

eISBN: 978-3-641-08583-4

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Anno Domini 1448–1453



## ERSTES KAPITEL



# Das Unheil ist nah

### *Pera bei Konstantinopel*

Das flackernde Licht Dutzender Fackeln ließ unzählige Schatten tanzen. Flammen loderten auf, und dunkler Rauch quoll aus den Fenstern des zweistöckigen, herrschaftlichen Hauses an der Via del Piero in Pera, der Genueser Kolonie von Konstantinopel.

Maria di Lorenzo murmelte zitternd ein Gebet. Die Lippen der jungen Frau bewegten sich beinahe wie in Trance. Das lange kastanienbraune Haar fiel ihr unfrisiert über die Schultern, angegraut von der Asche, die man ihr aufs Haupt gestreut hatte.

»O Herr, was nur haben wir getan, dass wir so bestraft werden?«, flüsterte ihr Bruder Marco, gerade 22 Jahre alt und damit anderthalb Jahre älter als Maria. »Der Jüngste Tag ist nahe, und das Tier Satan wütet über die Erde!«

Die Pestknechte mit ihren schweren Umhängen und den Schnabelmasken riefen durcheinander und luden dabei zwei menschliche Körper auf den Karren. Es waren die bleichen, von Beulen gezeichneten Leiber von Marias und Marcos Eltern, die der faulige Pesthauch befallen und innerhalb kürzester Zeit dahingerafft hatte. Schwarzrotes Blut hatten ihre Lungen mühsam unter Schmerzen ausgeworfen und war ihnen aus Mund und Nase geronnen. Maria wollte sich dem Wagen nähern, aber einer der Pestknechte hielt sie auf und stieß sie grob zurück. Tränen liefen ihr über das Gesicht.

»Bleibt, wo ihr seid, und freut euch der Zeit, die der Herr euch noch gelassen hat!« Der Blick hinter den Augenlöchern der Schnabelmaske wirkte unruhig.

Maria schluckte. Sie hätte schreien mögen und konnte es doch nicht. Ein dicker Kloß schien ihr im Hals zu stecken und sie daran zu hindern, auch nur einen einzigen Ton herauszubringen. Nicht einmal mehr ein Gebet wollte jetzt über ihre Lippen kommen.

Ein kühler Wind wehte über das Goldene Horn, jenen Meerarm, in dem der von einer gewaltigen Eisenkette geschützte kaiserliche Kriegshafen lag. Diese Kette wurde bei Gefahr hochgezogen, um fremde Schiffe an der Einfahrt zu hindern und die eigene Flotte zu schützen. Doch das Wasser des Goldenen Horns, das Pera von der eigentlichen Stadt trennte, bewahrte keineswegs vor dem Miasma, dem Hauch des Bösen, der aus den Tiefen der Erde hervorquoll und so viel Leid und Verzweiflung über die Menschen brachte. Wenn irgendwo zwischen den rattenverseuchten Straßen Konstantinopels mit ihren verwinkelten Fachwerkhäusern der Schwarze Tod umging, dann zogen die Wolken der Fäulnis und des Übels einfach über das Wasser, und selbst eine Quarantäne war oft genug ohne Wirkung geblieben. Wie viele andere Orte war Konstantinopel vor rund hundert Jahren besonders verheerend von der Pestilenz heimgesucht worden und seitdem mehr als ein Dutzend Mal gleichsam die Brutstätte dieses Übels gewesen. Manche sagten, dass der böse Hauch die Ratten im Schlamm der unterirdischen Kanäle wachsen ließe und unsichtbare Insekten nähre, die in Mund und Nase der Menschen eindringen und sowohl Körper als auch die Seele verdürben.

Aus dem Halbdunkel waren Gesänge zu hören. Eine Prozession von Büßern zog durch die Straßen von Pera. Die Teilnehmer trugen graue Gewänder und flehten darum, vor dem Jüngsten Gericht Gnade zu finden.



Die Flammen schlugen jetzt immer höher aus den Fenstern.

Die Luft war erfüllt von den scharfen ätherischen Dämpfen. Es sollte nicht nur alles verbrennen, was sich im Haus befand, sondern alle Räume mussten darüber hinaus auch ausgeräuchert werden. Die beißenden Dämpfe bestimmter Öle könnten das Übel vielleicht für lange Zeit zurück in die niederen Erdspalten und Sümpfe vertreiben, aus denen es gekrochen sein mochte.

Knarrend setzte sich der Wagen in Bewegung.

»Wir werden alle sterben und der Verdammnis anheimfallen«, murmelte Marco neben ihr. Seine Augen wirkten glasig. »Satan ist mächtiger als Gott, sonst könnte das alles nicht geschehen!«

»Was redest du da?«, fragte Maria entsetzt.

Marco sah sie an. Das Licht der Fackeln spiegelte sich in seinen dunklen Augen.

»Wie könnte es sonst sein, dass es kein Mittel gegen das Übel gibt, das uns heimsucht?«

»Du versündigst dich!«

Maria schlug ein Kreuzzeichen. Marco di Lorenzo neigte schon seit ein paar Jahren wiederholt zu Äußerungen, die der Ketzerei nahekamen und anderswo vermutlich entsprechend verfolgt worden wären. Aber bis hierher, in den Herrschaftsbereich des Kaisers von Byzanz, reichte die Macht der römischen Kurie nicht – allen Gerüchten um eine bevorstehende Wiedervereinigung von Ost- und Westkirche zum Trotz, die immer dann von Neuem aufkamen, wenn die Truppen des osmanischen Sultans dem schrumpfenden Kaiserreich wieder irgendeinen Zipfel Land wegnahmen oder gar vor die Mauern der Stadt selbst vorrückten. Insgeheim hoffte so mancher, dass ein Heer der vereinigten Christenheit Konstantinopel vor den Osmanen rettete. Diese Hoffnung schien allerdings genauso trügerisch zu sein wie jene, dass die Pestilenz die Stadt in Zukunft verschonte.

»Satan siegt! Das Tier des Unheils ist überall!«, schrie Marco jetzt aus vollem Hals und übertönte damit sogar die Gesänge der Gläubigen.

Marias Augen waren tränenblind. Aus ihrem Mund kamen wie von selbst Gebete, so als würde eine geheime Kraft erneut ihre Lippen bewegen und die Worte formen. Es war ihre Antwort auf den Ausruf ihres Bruders.

Undeutlich hörte sie einen der Pestknechte etwas sagen, während sich der Zug, einem schaurigen Totentanz gleich, vorwärtsbewegte. »Die Erben der Familie di Lorenzo haben Glück«, murmelte der Pestknecht unter seiner Maske. »Das Haus ist aus Stein, und wenn es ausgeräuchert ist, werden wenigstens die Mauern noch stehen.«

Ein leichter Regen setzte ein, und ihre Tränen vermengten sich mit seinen Wassertropfen. Sehr bald schon klebten Maria die Haare im Gesicht.

Sie folgte dem Wagen durch die Gassen. An viele Türen war eine umgedrehte 4 mit schwarzer Farbe aufgemalt worden – ein Kreuz, das ohne abzusetzen mit einem einzigen Strich aufgetragen worden war. Ein Zeichen gegen den Schwarzen Tod, gegen diese Geißel, die Gott einfach nicht von den Menschen Konstantinopels nehmen wollte. Er allein musste wissen, weshalb. An manchen dieser Türen war nicht Farbe, sondern Blut verwendet worden. Schafblut – so wie das Volk Israel vor seinem Aufbruch aus Ägypten seine Häuser gezeichnet hatte, damit der Todesengel vorüberginge, den Gott gesandt hatte, um die Erstgeburt der Ägypter zu töten. Aber dieser alte Zauber wirkte offensichtlich nicht mehr. Maria kannte mindestens ein Dutzend Häuser, in die der Schwarze Tod trotz dieser schützenden Zeichen Einzug gehalten hatte. Der Todesengel schlug anscheinend wahllos zu und holte sich, wen immer er wollte. Es schien keine

Macht zu geben, die der Willkür seiner unberechenbaren Kraft hätte Einhalt gebieten können.

Der Regen war stärker geworden, als sie den Gebeinacker vor den Mauern von Pera erreichten, wo die Toten von den Pestknechten in Gruben geworfen wurden. Särge gab es für keine Menschenseele mehr zu kaufen, nicht für Arm und nicht für Reich, und schon seit Wochen nahm man weder auf die Religionszugehörigkeit noch den Stand Rücksicht. Selbst die mehrfach benutzbaren Pestsärge, an deren Unterseite eine Klappe angebracht war, sodass die Toten herausfielen, wenn man sie löste und den Sarg danach wieder aus der Grube heben konnte, wurden nicht mehr verwendet. Ihr Holz war dunkel geworden vom blutigen, fauligen Auswurf, der den Toten noch aus dem Mund und anderen Körperöffnungen oder den aufgeplatzten Beulen quoll, mit der Folge, dass die Pestilenz längst darin wohnte. Der Regen, der in diesem Jahr so stark wie selten war, hatte das Holz zusätzlich mit Fäulnis geschlagen und die häufig schon jahrelang verwendeten Pestsärge morsch und brüchig werden lassen, sodass die rostigen Nägel aus ihnen herausbrachen. Überdies gab es kaum noch Zimmerleute, die bereit und in der Lage gewesen wären, die Särge zu ersetzen: Die einen waren selbst vom Pesthauch geschlagen und lagen darnieder, die anderen hatte das Miasma der Furcht sich verkriechen lassen; manche Handwerker glaubten, dass das Anfertigen eines Pestsargs ihnen Unglück brächte und vielleicht sogar die Pestilenz erst anlockte.

Der Regen fiel jetzt in dicken Tropfen. Der Boden zu Marias Füßen war aufgeweicht. Das Wasser sammelte sich in Pfützen und trieb überall die Ratten aus ihren Löchern, die völlig die Furcht verloren hatten und wie trunken über den Acker schlichen – so wie man sie in den Straßen antreffen konnte.

Pater Matteo da Creto versuchte, dem Akt der Bestattung einen letzten Rest von Würde zu geben. Er sprach ein Gebet, hatten doch die meisten der Toten schon keine heiligen Sakramente mehr empfangen können, bevor sie dahingeschieden waren. Pater Matteo war der letzte Priester der römischen Kirche, den es zurzeit in Pera noch gab. Alle anderen waren entweder geflohen oder in Ausübung ihrer Pflichten gestorben. Matteo war ein Mann in den Vierzigern, mit einem fleckigen und von Narben entstellten Gesicht. Man sagte, er habe in seiner Kindheit als Einziger eine Pestepidemie in dem Dorf Creto, unweit des gleichnamigen Berges bei Genua, überlebt. Während der Schwarze Tod das ganze Dorf hinweggerafft hatte, war der Junge noch am Leben geblieben. Reisende Mönche nahmen ihn mit – trotz der Tatsache, dass der kleine Matteo jene Geschwüre trug, wie sie der Schwarze Tod häufig mit sich brachte, und pflegten ihn. Dass er gesundete, werteten sie als ein Wunder: Es musste ein Zeichen sein, mit dem der Herr ihre Menschlichkeit und Nächstenliebe belohnt hatte.

Seitdem, so verkündete es Matteo da Creto immer wieder von der Kanzel, wenn er die Messe las, kannte er keine Furcht. Nicht vor dem Schwarzen Tod und auch nicht vor den osmanischen Heiden, die der Lehre Mohammeds folgten und deren Kanonenschläge selbst aus meilenweiter Ferne die Mauern Konstantinopels erzittern ließen.

So stand Matteo nun da und sprach unbeirrbar seine Gebete. Genauso unbeirrbar deckten die Pestknechte die Toten mit Erde zu, auf dass mit ihnen das Böse dorthin verschwände, wo es hergekommen war.

»Der Beweis ist erbracht!«, hörte Maria ihren Bruder Marco mit schreckensbleichem Gesicht und weit aufgerissenen Augen sagen. »Satan ist mächtiger, als Gott es je war!«

»Hör auf, so zu reden!«, widersprach Maria.

»Es ist die Wahrheit, Schwester, selbst wenn du sie schlecht ertragen kannst! Wohin du auch siehst, siegt das Böse!«

Sie gingen jetzt um das Grab herum, während der Karren bereits fortgerollt wurde und die Pestknechte aufs Neue ihrer schauerlichen Arbeit nachgingen. Von der anderen Seite der Begräbnisstätte hörte man lautes, hemmungsloses Wehklagen. Schreie – von Männern, Frauen und Kindern, die in ihrer Trauer nicht einmal mehr zu einem Gebet fähig waren und offenbar das Vertrauen in den Herrn verloren hatten, wie es bei Marco der Fall war.

»Der Herr hat das Übel geschaffen, um die Gläubigen zu prüfen«, sagte Matteo da Creto, der Marcos Worte sehr wohl gehört hatte.

»Ach ja? Und im Moment prüft er wohl gerade uns?«

»Vertraue auf seine Führung, wie es dein Vater und deine Mutter getan hätten!«

»Man sieht, was ihnen das gebracht hat!«, rief Marco so laut, dass sich einer der Pestknechte, der mit seiner Maske wie ein unmenschliches, grauenvolles Fabelwesen der Hölle aussah, noch einmal umdrehte, bevor er den anderen folgte.

Matteo legte Marco eine Hand auf die Schulter.

In diesen Tagen, da sonst so gut wie niemand es wagte, einen anderen zu berühren, aus Angst, sich anstecken zu können, und in der es manche Geistliche sogar vermieden, das Abendmahl zu reichen, war Pater Matteo eine Ausnahme. Ein Mensch gewordenes Zeichen der Furchtlosigkeit; jemand, der allein dadurch, dass er noch lebte, zu beweisen schien, dass der Herr auf seiner Seite sein müsste und dass das, was er sagte, unverkennbar durch ihn inspiriert wäre.

Pater Matteos Blick ruhte für eine Weile nachdenklich auf dem jungen Mann.

»Du und deine Schwester, ihr braucht jetzt einander«, meinte

der Geistliche schließlich. »Es wird schwer genug werden, das Handelshaus di Lorenzo zu erhalten.«

Marco lachte heiser. »Sorgt Ihr Euch um die Stiftungen, die mein Vater der Kirche überließ? Um das Krankenhaus von Pera, in dem Christen, Juden und Muslime genauso wie die Armen von der Straße behandelt werden?«

Pater Matteos von Narben übersätes Gesicht blieb unbewegt. Seine dunklen Augen musterten Marco eindringlich. »Für die Toten können wir nichts mehr tun. Sie sind in der Hand des Herrn. Aber ich Sorge mich um dein Seelenheil, Marco!«

»Und um das Geld unserer Familie!«

»Ich kenne dich beinahe von Geburt an, mein Junge! Ich habe dich getauft und habe deiner Mutter geraten, dir den Namen eines Evangelisten zu geben. Wenn du mir Geldgier unterstellst, bist du wirklich im Irrtum. Ich will euch nur helfen!«

»Ach ja?«

»Marco!«, fuhr Maria dazwischen.

»Du bist zu arglos, Maria!« Er drehte sich um und ging davon.

Maria sah ihrem Bruder nach.

»Sieh nicht auf das, was ihr verloren habt, sondern auf das, was noch blieb!«, riet der Pater. »Denn nur Letzteres führt dazu, dem Herrn zu danken, anstatt ihn unbedachterweise zu verfluchen, was auf den ersten Blick so viel näherliegend zu sein scheint.«

»Ja«, flüsterte Maria. »Wenn ich in ein paar Wochen noch lebe, dann will ich das gerne tun.«

### *Tage später*

Eine Barkasse legte im Eutherios-Hafen von Konstantinopel an. Gleichmäßig tauchten die Ruderblätter in das dunkle Wasser.

Nebelschwaden hingen in diesen letzten dunklen Stunden der Nacht über dem Wasser und quollen unheimlich wie ein Sinnbild des bösen Hauchs die Uferböschungen empor und hüllten die Schutzmauern ein. Die Lichter von Laternen waren nur als helle, verwaschene Flecke zu sehen.

Maria saß am Bug und blickte der Einfahrt zu diesem größten Hafen Konstantinopels entgegen. Unter Justinian oder Basileios II. war Eutherios der größte Handelshafen der Welt gewesen, doch auf diesen Glanz war ein immer größerer Schatten gefallen. Dass Konstantinopel so viel häufiger als andere Städte von der Pest heimgesucht wurde, war dabei nur einer der Gründe. Ein noch entscheidenderer Umstand war wohl die militärisch zunehmend verzweifelte Lage, in der sich das – bis auf wenige kleine Landgebiete in unmittelbarer Nähe der Stadt und einige Exklaven auf dem Peloponnes sowie ein paar griechische Inseln – geschrumpfte Imperium befand. Eines konnte allerdings niemand der Stadt nehmen: ihre Lage am Eingang zum Bosphorus. Der Schiffsverkehr zu den Ländern am Pontischen Meer hatte deshalb nichts an Bedeutung verloren. Allerdings war Konstantinopel weit davon entfernt, den Schiffsverkehr dorthin noch allein kontrollieren zu können: Den größten Teil dieser Meerenge nannte längst der osmanische Sultan sein Eigen, sämtliche Besitzungen am asiatischen Ufer hatte der Kaiser schon vor Jahren verloren.

Maria dachte darüber nach, ob es unter diesen Umständen nicht doch das Beste wäre, der Stadt sehr bald den Rücken zu kehren. Seit Generationen waren die di Lorenzos hier in Konstantinopel ansässig. Vor fast zwei Jahrhunderten hatten Genueser dabei geholfen, die Stadt zurückzuerobern, und Niccolò Andrea di Lorenzo, ein Vorfahre Marias, hatte sich mit seinem Schwert und seinem Geld an diesem Unternehmen beteiligt und war dafür reich belohnt worden. Das war die Grundlage für den

Reichtum der Familie und den Aufbau des Geschäfts gewesen. Die Privilegien, die man Niccolò Andrea gewährte, hatten das Handelshaus schnell wachsen lassen. Jede Generation hatte ihren Beitrag dazu geleistet, seinen Reichtum und seinen Einfluss zu mehren. Genua, die alte Heimat, blieb der wichtigste Herkunftsort der Waren, mit denen das Haus di Lorenzo handelte. Maria und Marco hatten beide etliche Jahre bei Genueser Verwandten verbracht und dort den Unterricht von Hausgelehrten genossen. Aber als ihre eigentliche Heimat hatte Maria immer die Straßen von Pera empfunden und jenes Haus, das jetzt nur noch eine rauchende Ruine war.

Marco saß in der Mitte der Barkasse. Er wirkte ganz in sich versunken und blickte starr ins Nichts. Seitdem die Barkasse sie beide am Galata-Turm an Bord genommen und mit ihnen die Altstadt umfahren hatte, war er vollkommen schweigsam gewesen. Finster brütete er vor sich hin und schien die neue Situation einfach nicht annehmen zu können.

An und für sich hätte Marco die Führung des Handelshauses übernehmen sollen. Maria klangen noch gut die Worte ihres Vaters im Ohr, die sein Bedauern darüber widerspiegeln, dass Marco sich nie mit jener Intensität für das Geschäft interessiert hatte, die sein Vater sich gewünscht hätte. Oft genug war deswegen Streit zwischen den beiden aufgeflammt. Schlussendlich hatte sich dann wohl die Erkenntnis durchgesetzt, dass Marco di Lorenzos aufbrausende, zur Unberechenbarkeit neigende Art die Zukunft des Handelshauses gefährdete. Nicht zuletzt deswegen war im Testament die alleinige Verfügungsgewalt nicht auf ihn übertragen worden. Marco sah darin eine nachträgliche Bestrafung dafür, dass er oft so unbotmässig gewesen war, während sein Vater nichts anderes als die Bewahrung dessen im Sinn gehabt hatte, was mehrere Generationen der di Lorenzos mit Schweiß und Blut aufgebaut hatten. Dass der Herrscher



seinen letzten Willen bereits zu Lebzeiten und in bester Gesundheit öffentlich gemacht hatte, musste Marco als zusätzliche Schmähung empfinden. Nach Marias Eindruck war es dadurch zum endgültigen und nicht wiedergutzumachenden innerlichen Bruch zwischen Vater und Sohn gekommen.

Was jetzt werden würde, war nicht gewiss.

Fest stand nur, dass Maria und ihr Bruder zu gleichen Teilen das Vermögen und die Besitztümer ihrer Eltern geerbt hatten und dass es deren sehnlichster Wunsch gewesen wäre, wenn sich auch in dieser nächsten Generation dieser Besitz erhalten und mehren würde, sodass er später die Lebensgrundlage wiederum ihrer Nachkommen sein könnte.

Die sechs kräftigen Ruderer, die die Barkasse jetzt mit ihren Ruderschlägen in die offene, durch Leuchtfeuer gekennzeichnete Einfahrt des Eutherios-Hafens trieben, waren griechische Tagelöhner, die für ein paar Münzen angeheuert worden waren, um Marco und Maria di Lorenzo unter Umgehung aller Quarantäne-Bestimmungen in den Eutherios-Hafen zu bringen. Niemand, der aus Pera kam, hatte gegenwärtig irgendeine Möglichkeit, den Meeresarm zu überqueren, den man das Goldene Horn nannte und der dieses Viertel vom eigentlichen Konstantinopel trennte. Jener Stadtteil, der von der Pest betroffen war, sollte isoliert bleiben. Aber es gab nicht genug Kräfte, um das wirklich kontrollieren zu können. Und die wenigen Männer, die der Kaiser unter Waffen hatte, waren vorrangig für andere Aufgaben vorgesehen – zum Beispiel dafür, die große Theodosianische Mauer zu besetzen, die schon Hunnen und Goten getrotzt hatte und seit geraumer Zeit auch als letztes Bollwerk gegen die türkischen Osmanen diente.

Davon abgesehen verfügte das Haus di Lorenzo über beste Beziehungen zur Hafenverwaltung. Das war nicht nur in Zeiten der Pest eine Überlebensfrage für jeden, der in jener Stadt,

die man auch das Neue Rom nannte, in größerem Stil Handel treiben wollte.

Die Barkasse legte schließlich an. Einer der Griechen sprang an Land und vertäute sie.

»Eure Fahrt ist zu Ende, Herrin«, sagte der Steuermann an Maria gerichtet. Er sprach Griechisch. Maria beherrschte diese Sprache ebenso gut wie ihren Genueser Dialekt oder das Lateinische, das sie in seiner reinen und klaren Form hatte erlernen müssen, da es noch immer die Lingua franca der christlichen Länder war.

Maria stieg an Land. Sie fühlte sich so schwach wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Ein flaes, drückendes Gefühl machte sich in ihrer Magengegend bemerkbar. Sie hatte in den letzten Tagen nichts gegessen und sehr wenig getrunken. Dieses Fasten war noch nicht einmal Teil der Bußgebete gewesen, die sie in der Kapelle am Ende der Via del Piero in Pera absolviert hatte. Vielmehr hatte sich einfach keine Gelegenheit gefunden. Davon abgesehen konnte jeder Laib Brot, jeder Schluck Wasser und alles, was sonst in den Körper drang, auch die Pestilenz mit sich bringen, von der bisher niemand wirklich wusste, was sie auslöste und verbreitete. Sie war wie die Pfeile eines Armbrustschützen, der im Hinterhalt lauerte. Nur er allein wusste, auf wen er zielte, aber für diejenigen, deren Körper von den Bolzen zerschmettert wurden, war sie wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Etwas, gegen das es keine Verteidigung geben konnte. Das vor allem machte sie so grauenvoll.

Marco folgte seiner Schwester.

In der Nähe der Kaimauer war der Schatten eines zweispännigen Wagens zu sehen, der sich aus dem aufkommenden Nebel abhob. Eine hochgewachsene Gestalt trat auf Maria und Marco zu. Eine der wenigen Öllaternen, die die ganze Nacht über den Bereich in unmittelbarer Nähe der Kaimauer erhellten, beschien

das stark konturierte Gesicht eines Mannes von unbestimmtem Alter. Das Haar an seinen Schläfen war grau, ebenso der Bart, der sein ohnehin sehr spitz zulaufendes Kinn noch stärker hervorhob.

Er trug eine Lederkappe mit Fasanenfeder und einen langen Rock. An dem breiten Gürtel hing neben einer Geldbörse auch ein kurzes Seitschwert, wie es viele Händler und Kaufleute mit sich führten – zumeist eher zur Zierde, als um sich im Ernstfall tatsächlich damit zu verteidigen.

»Davide!«, stieß Maria hervor.

»Kommt! Wir sollten hier kein unnötiges Aufsehen erregen!«

»Sind die Hafenvächter nicht immer mit ausreichenden Zuwendungen bedacht worden?«, fragte Marco höhnisch.

Davide wandte den Blick an Marco. »Ihr könnt sicher sein, dass uns die Hafenvache treu ergeben ist. Trotzdem ist es besser, wenn man Euch nicht im Bußgewand und mit Asche auf dem Haupt sieht.«

»Muss man sich jetzt schon für seine Bereitschaft zur Buße schämen?«, spottete Marco.

»Wo gebüßt wird, ist auch der Grund für die Buße zu Hause – und das ist die Sünde«, erwiderte Davide ruhig. »Und die wiederum lockt das unsichtbare Fliegengeschmeiß an, das die Pestilenz verbreitet, indem es in Nasen und Ohren hineinkriecht.«

»Ach, so ist das!«

»Ja, so ist das!«

Nur mit Mühe schien Davide den Ärger über Marcos herablassenden Tonfall beherrschen zu können. Vielleicht ahnte Davide auch, dass Marcos Überheblichkeit gegenüber Bedienteten nach dem Tod der Eltern wohl vollkommen ungehemmt zum Vorschein kommen würde, sodass jeder, der für das Haus di Lorenzo arbeitete, schwierige Zeiten zu erwarten hatte.

Davide führte die beiden Geschwister zum Wagen. Sie stiegen

auf, und der Kutscher trieb die Pferde voran. In halsbrecherischer Geschwindigkeit jagte der Wagen durch die Gassen und erreichte wenig später die Mese, jene große Ost-West-Straße in Konstantinopel, die vom Goldenen Tor am Südennde der Theodosianischen Mauer über das Forum Tauri und vorbei am ehemaligen Hippodrom führte, das inzwischen zu einem unkrautüberwachsenen Ruinenfeld und Steinbruch verkommen war. Die Mese endete schließlich vor dem Kaiserpalast.

Der Wagen nahm die Mese in westlicher Richtung, während im Osten, jenseits der unübersehbaren großen Kuppelbauten, das verwaschene Licht des neuen Tages im Nebeldunst heraufdämmerte.

»Ich habe die Gästeräume des Kontors herrichten lassen. Dort werdet Ihr bis auf Weiteres wohnen«, erklärte Davide in der ihm eigenen, ruhigen Art.

»Habt Dank, Davide«, sagte Maria. »Wir wüssten nicht, was wir ohne Euch tun sollten!«

»Ich habe Eurem Vater und sogar noch Eurem Großvater treu gedient«, erklärte Davide. »Und es ist für mich eine Selbstverständlichkeit, jetzt dazu beizutragen, dass das Handelshaus di Lorenzo diesen schwersten Schlag seiner Geschichte überlebt ... Es geht um die Zukunft, Maria!«

Ein mattes, schwaches Lächeln glitt über Marias Gesicht. »Das sind auch die letzten Worte, die Vater zu uns sagte, kurz bevor das Leben ihn verließ.«

»So sollten wir alles tun, um sein Vermächtnis zu bewahren! Euer Vater hat mir dazu die Vollmachten über seinen Tod hinaus gegeben.«

Davide entstammte einer traditionsreichen levantinischen Familie von arabischen Christen, die ursprünglich in Alexandria ansässig gewesen war. Für das Haus di Lorenzo war er seit langem als Schreiber und Prokurist beschäftigt.

Sein eigentlicher arabischer Name, unter dem er geboren worden war, lautete Daoud al-Khatib – »David der Schreiber«. Gegenüber den Genuesern und Venezianern in Konstantinopel nannte er sich hingegen Davide Scrittore, während er unter der griechischsprachigen Mehrheit Konstantinopels seinen Namen in David Syngraféas übersetzte.

Für Maria war er von klein auf einfach nur »Davide« gewesen – ein Mann, der mehr als nur ein treuer Freund des Hauses war. Abgesehen von ihren Eltern vertraute sie allenfalls noch Pater Matteo da Creto auf ähnliche Weise. Und was die Zukunft des Hauses di Lorenzo anging, würden dessen Erben auf die Hilfe und den Beistand des Levantiners mehr denn je angewiesen sein.

»Ein Arzt wird Euch beide gleich nach Eurer Ankunft eingehend untersuchen«, erklärte Davide.

»Ein Arzt?«, echote Maria, und in ihrem Tonfall schwang durchaus mit, dass ihr diese Aussicht nicht übermäßig behagte. Wie hilflos hatte sie doch schon allzu oft die Ärzteschaft im Angesicht dieser furchtbaren Krankheit gesehen. Dem Vernehmen nach kannte nicht einmal die fortgeschrittene Medizin der Araber ein Heilmittel gegen die Pest. Und vielleicht gab es das auch gar nicht. Vielleicht hatten ja alle diejenigen Recht, die in dieser Seuche eine Geißel Gottes sahen, der man nur durch Frömmigkeit und ein gottgefälliges Leben, aber nicht durch Heilgetränke von beißendem Duft entgehen konnte – deren Dämpfe nur in den Augen brannten, das Übel jedoch nicht aus den Körpern herauszubrennen vermochten.

»Es handelt sich um den fähigsten Pestarzt der ganzen Christenheit. Angeblich hat sogar der große Paracelsus von ihm gelernt, und er soll die polnische Stadt Warschau mit seinen Maßnahmen vor einer drohenden Pestepidemie bewahrt haben. Der Doge von Venedig soll ihn angeblich als Berater zu halten ver-

sucht haben, gleichwohl waren nicht einmal die gut gefüllten Schatzkammern Venedigs ausreichend, um diesen außergewöhnlichen Mann weiter bezahlen zu können!«

»Wenn er Reichtum sucht – was will er dann in dem elend heruntergekommenen Konstantinopel?«, fragte Maria. »Und in wessen Diensten steht er hier, wenn schon der Doge ihn nicht zu bezahlen vermag?«

Davide lächelte nachsichtig und stieß ein Stoßgebet in arabischer Sprache aus. Diese Angewohnheit war ihm eigen, solange Maria sich zurückerinnern konnte, und gewiss hatte man ihn deshalb mehr als einmal verdächtigt, ein Anhänger des Propheten Mohammed zu sein, obwohl er in Wahrheit ein tiefgläubiger Christ war, so wie es sich nur von wenigen Lateinern oder Griechen behaupten ließe.

»Möglicherweise habe ich mich missverständlich ausgedrückt«, erklärte er. »Wenn ich gesagt habe, dass Geld ihn nicht in seiner venezianischen Heimat halten konnte, dann nicht, weil ich damit andeuten wollte, es käme ihm in erster Linie auf Reichtum und Profit an. Er ist Arzt und kein Kaufmann – seit vielen Jahren von dem Gedanken besessen, die Pest zu erforschen. Und wenn einer wie er mehr darüber erfahren will, dann tut er gut daran, sich dorthin zu begeben, wo er dem Objekt der eigenen Wissbegier mit möglichst großer Wahrscheinlichkeit auch begegnet.«

»Er ist Venezianer?«, wunderte sich Maria. »Wie heißt er?«

»Fausto Cagliari. Erschreckt Euch nicht, wenn er Euch gegenübersteht oder wenn er Euch auffordert, eigenartige Dinge zu tun. Er weiß sehr genau, was er tut. Der Kaiser vertraut ihm seit vielen Jahren.«

Maria sah Davide fragend an. Eine Falte hatte sich auf ihrer glatten, aber von Ruß befleckten Stirn gebildet. »Ist es nicht ein Risiko, sich von einem Arzt des Kaisers untersuchen zu lassen?

Davide, was ist, wenn sich die Befunde bei Hof herumsprechen und sie von den falschen Schranzen benutzt werden, um Intrigen zu spinnen?«

»Ein gutes Argument, Schwesterlein!«, mischte sich nun Marco ein, der sich bisher zurückgehalten und so gewirkt hatte, als würde ihn weder das Gespräch noch die bevorstehende Begegnung mit einem Arzt in irgendeiner Weise besonders interessieren. »Zumal er doch Venezianer ist – und wir wissen doch beide, mit welch üblen Tricks uns die Venezianer lieber heute als morgen aus dem Geschäft drängen würden!«

»Ihr habt nicht Unrecht«, gestand Davide ein. »Doch was Fausto Cagliari angeht, so sind Eure Bedenken unbegründet, Marco. Wie gesagt, Kaiser Johannes vertraut ihm seit vielen Jahren. Er berief ihn in seine Dienste, nachdem seine Frau an der Pest gestorben war.«

»Ein weiterer Beweis dafür, dass die Macht Satans inzwischen überall zu Hause ist – auch und vor allem im Palast des Kaisers!«, meinte Marco.

»Du redest wirres Zeug, Marco!«, sagte Maria.

»Ach ja? Hast du den Tag nicht mehr in Erinnerung, als die Kaiserin starb, die deinen Namen trug? Jedem muss spätestens von da an doch klar gewesen sein, dass die Macht des Übels selbst die fugenlosen Wände des kaiserlichen Palastes durchdrungen hat!« Marco schüttelte energisch den Kopf. »Ich werde mich von diesem Quacksalber nicht untersuchen lassen!«, entschied er. »Es besteht kein Anlass dazu!«

»Es ist unumgänglich, sich untersuchen zu lassen!«, erwiderte Davide in einem Tonfall, der eine wohlwollende Bestimmtheit ausdrückte, die keinen Widerspruch duldete. »Nur, wenn Euch Meister Cagliari als jemand einstuft, der nicht in der Gefahr steht, die Krankheit zu verbreiten, werdet Ihr noch damit rechnen können, Eure Anliegen bei Hof vortragen zu dürfen.

Und darauf sind wir angewiesen, wie ich Euch erinnern darf, Marco!«

»Ihr redet wie mein Vater!«, maulte Marco. »Aber bildet Euch nur nicht ein, dass Ihr dieselben Rechte mir gegenüber hättet oder dass nun alles beim Alten bliebe, Levantiner! Das Testament mag Euch die eine oder andere Befugnis über die Geschäfte geben, mehr jedoch nicht!«

»Marco, seid vernünftig! Sonst setzt Ihr alles aufs Spiel, was Generationen vor Euch aufgebaut haben! Das könnt Ihr doch unmöglich wollen!«

Marco antwortete nicht. Während der Wagen weiterhin die Straße entlangfuhr, die immer häufiger von Schlaglöchern unterbrochen wurde, zog er es lieber wieder vor, sich in sich zurückzuziehen.

Davide wandte sich an Maria. »Vielleicht habt Ihr den nötigen Einfluss auf Euren Bruder, um ihm zu erklären, weshalb Euch beiden, also auch ihm, unbedingt die völlige Freiheit von jeglichen Symptomen des Schwarzen Todes bescheinigt werden *muss*. Andernfalls wird man Euch sicher in jeder Hinsicht meiden – geschäftlich kann das, nein, wird das den Ruin mit sich bringen.«

»Vermutlich überschätzt Ihr meinen Einfluss«, sagte Maria bescheiden und mit leicht resigniertem Tonfall. Früher standen sie sich sehr nahe, und Marco hatte all die Zweifel mit ihr geteilt, die ihn innerlich zerrissen: Fragen nach dem Sinn des Lebens im Angesicht einer Welt, die aus den Fugen zu geraten schien, Fragen nach der Macht Gottes, der doch angeblich allmächtig war und trotzdem das Leid und den allgemeinen Verfall nicht zu verhindern vermochte und der seine Macht so schrecklich selten erkennen ließ, dass man darüber vom Glauben abfallen mochte. All diese Dinge hatten ihn zum Leidwesen seines Vaters immer schon mehr interessiert als die Belange des Geschäftes



und die Pflege guter Handelsbeziehungen. Geld und Gut bedeuteten ihm nicht viel, denn für ihn waren sie selbstverständliche Attribute seines bisherigen Lebens und stets im Überfluss vorhanden gewesen. Allein diese gleichgültige Haltung den materiellen Dingen gegenüber hatte ihn in einen schier unüberbrückbaren Gegensatz zu seinem nun der Pest erlegenen Vater gebracht. Am liebsten wäre Marco seinerzeit schon in Italien geblieben und einem Orden beigetreten, um sich ganz dem Studium der letzten Fragen des Lebens widmen zu können. Sein Vater aber hatte dafür nicht das geringste Verständnis aufgebracht, und es war immer deutlicher geworden, wie grundverschieden der alte Herrscher Luca di Lorenzo und sein Sohn doch waren. Einzig die Tatsache, dass sie beide nach Aposteln benannt worden waren, schienen sie gemein zu haben. Oft genug hatte Maria miterlebt, wie ihre Mutter Catarina vergeblich versucht hatte, zwischen den beiden zu vermitteln. Letztlich hatte sich Marco irgendwann – zumindest dem äußeren Schein nach – dem Willen seines Vaters gebeugt.

»Wir hätten niemals in dieses verfallende Ruinenfeld zurückkehren sollen, Schwester«, murmelte plötzlich Marco an Maria gewandt, während er auf die dunklen Schatten der großen Häuser und Türme starrte, die entlang der Mese standen. »Wie spärlich ist die Beleuchtung in der Stadt inzwischen! Früher soll Konstantinopel des Nachts einem Sternenmeer geglichen haben. Jetzt hausen in manchen Vierteln nur noch die verblasenden Schattengeschwister einer glorreichen und erhabenen Vergangenheit. Vielleicht ist es gut, dass die Straßen nicht mehr so hell erleuchtet sind und dass sich der Lichterschein nicht in den goldenen Kuppeln der Kirchen spiegelt. Vielleicht ist es gut so, denn so sieht man mehr Schatten – und nicht das volle Ausmaß des Niedergangs, wie es am Tag der Fall ist. Es ist ein langsamer, qualvoller Tod, den diese Stadt stirbt. Vielleicht sogar

ist sie ohnehin nichts weiter als bereits ein großer, verwesender Leichnam, und wir sind wie die Maden, die sich von seinen gerade noch genießbaren Überresten ernähren.«

»Was sollen diese Worte, Marco?«, fragte Maria. »Seien wir lieber froh, der Pest entronnen zu sein.«

Marco di Lorenzo schüttelte den Kopf.

»Es gibt hier keine Zukunft für uns, Maria. Schon unser Großvater hätte seine Besitzungen am Goldenen Horn verkaufen sollen und dies womöglich sogar noch mit Gewinn tun können! Und wie ist es jetzt? Eines Tages wird der osmanische Sultan die Stadt erobern. Mag sein, dass seine Kanonen den Mauern des großen Theodosius heute noch nichts anhaben können. Doch wenn es so weitergeht wie bisher, werden diese Mauern sowieso irgendwann von selbst zerfallen, genauso wie alles andere auch! Es gibt nicht genug Handwerker, die sie erhalten und von dem Moos befreien könnten, das sich in ihre Fugen setzt. Die Fäulnis dieses Niedergangs hat sich überall eingeschlichen, und die aufsteigenden Dämpfe des Bösen zerfressen die Gemäuer von innen heraus!«

Seine Augen waren weit aufgerissen, als er diese Worte sprach, und Maria erkannte, dass es nun sinnlos war, ihn anzusprechen. Immer öfter steigerte er sich in einen Redefluss und in einen Gemütszustand hinein, der sie an die fanatischen Prediger und Geißler erinnerte, die man inzwischen an jeder Straßenecke antreffen konnte und die nicht müde wurden, vom baldigen Ende der Welt zu reden.

Der Wagen erreichte das Außentor des Kontorgebäudes, das von einer hohen Mauer umgeben war. Immer zahlreicher wurde das Diebesgesindel, das die Straßen Konstantinopels unsicher machte. Man konnte sich kaum auf Hilfe durch die Söldner des Kaisers verlassen, wenn es darum ging, sein Eigentum zu schützen. Es kam selbst hin und wieder vor, dass Gardisten des

Kaisers mit Dieben gemeinsame Sache machten und ihren Teil vom Erlös bekamen, den die Beute auf einem der wilden Hinterhofmärkte erbrachte. Diese Märkte waren von den Gilden der Kaufleute und Handwerker zwar bekämpft, aber letztlich nie erfolgreich unterbunden worden.

Der Kutscher rief ein Losungswort auf Latein. Daraufhin öffnete ein Wächter das Tor. Der Wagen fuhr in den Innenhof. Davide hatte darauf geachtet, dass die Wächter, die für das Handelshaus di Lorenzo tätig waren, möglichst kein Wort Griechisch verstanden. Die Gefahr, dass sie sich von verbrecherischen Elementen aus den Gassen Konstantinopels bestechen ließen und für ein paar Silberstücke wertvolle Hinweise an Diebe und Einbrechergesindel herausgaben, sei dann viel geringer. So hatte zumindest die Ansicht des alten Luca di Lorenzo gelaftet. Natürlich lernten auch diese Männer, die zumeist von Davide angeheuert worden waren, irgendwann die Sprache, die in dieser Stadt am meisten gesprochen wurde und sich auch als Amtssprache durchgesetzt hatte – zumal inzwischen der Hass auf die sogenannten Lateiner, worunter man sämtliche Angehörige der römischen Kirche ebenso zusammenfasste wie alle Sprecher einer der inzwischen recht zahlreich gewordenen lateinischen Mundarten, stark zugenommen hatte.

Der Wagen hielt nicht vor dem Hauptgebäude, sondern vor einem der Nebenhäuser. Davide stieg aus, und Marco wollte ihm folgen. Aber Maria hielt ihn zurück. »Ich bitte dich, tu, was Davide verlangt, und lass dich von diesem Cagliari untersuchen! Du wirst sonst nur Misstrauen säen, und womöglich werden sich selbst unsere Angestellten vor dir fürchten, weil sie glauben, dass auch du den Keim des Bösen in dir trägst!«

»Ach, Schwester, ist das alles nicht furchtbar gleichgültig? Was spielt es schon für eine Rolle, was mit dem Handelshaus di Lorenzo oder sogar mit dieser Stadt wird? Wir sind doch alle

nur Sandkörner, die durch übermächtige Hände rieseln, ohne sich dagegen wehren zu können. Wir haben geglaubt, dass es die Hände Gottes sind, die das tun, aber vielleicht sind es nur die Hände achtlos spielender Kinder, die überhaupt nichts mit der Welt im Sinn haben, außer dass sie sie auf eine Weise verändern, die ihnen Abwechslung und Erlösung aus ihrer Langeweile verspricht.«

»Ich hoffe, dass du das nie einen Mann der Kirche hören lässt – ganz gleich, welcher Kirche übrigens!«, gab Maria zurück. »Im Übrigen geht es hier zur Abwechslung um die kleinen praktischen Dinge des Lebens und nicht um die Frage, wann der Jüngste Tag anbrechen wird und welche Kräfte die Welt in ihrem Innersten bewegen. Tu einfach, was jetzt notwendig ist! Tu es im ehrenden Gedenken an deine Eltern!«

Marco lachte heiser auf, und Maria erschrak, als sie die Bitterkeit wahrnahm, die aus dem Tonfall ihres Bruders überdeutlich herauszuhören war.

»Hat Vater etwa jemals auch nur einen einzigen Gedanken daran verschwendet, was wirklich wichtig ist im Leben? All das, was ihm wesentlich erschien – war es nicht nur hohler Tand? Was davon konnten sie denn letztlich mitnehmen, als die Pestknechte sie in die Dunkelheit ihres Grabes hinabließen?« Er schüttelte energisch den Kopf und gab die Antwort selbst. »Nichts, Maria! Gar nichts!«

»Dann tu es einfach, weil ich dich darum bitte, Marco«, erwiderte sie mit großem Nachdruck.

Ihre Blicke begegneten sich. Der flackernde Schein einer Laterne, die vor dem Eingang des Nebengebäudes brannte, spiegelte sich in seinen Augen, sodass es Maria vorkam, als wären sie von einem beinahe dämonischen Glanz erfüllt. Marco atmete tief durch. »Also gut«, sagte er schließlich. »Ich tu dir diesen Gefallen.«

## ZWEITES KAPITEL



# Fausto Cagliari

Maria betrat wenig später einen von unzähligen Kerzen erleuchteten Raum. Stark riechendes Räucherwerk machte das Atmen schwer. Sie fühlte ein Kratzen im Hals und wie ihr Herz heftiger zu schlagen anfang.

Auf einem hölzernen Stuhl hatte eine Gestalt Platz genommen, deren Anblick Maria zusammenfahren ließ. Auf den ersten Blick wirkte ihr Gegenüber wie eine Kreatur, die geradewegs dem Höllenschlund entwachsen war oder sich ebenso im Schlamm der unterirdischen Abwasserkanäle der Stadt gebildet hatte, wie man es den Ratten nachsagte; die waren viel zu zahlreich geworden, als dass sie einem natürlichen Zyklus von Geburt, Vermehrung und Tod folgten. Nein, andere Mächte mussten es sein, die sie aus dem Schlamm der Erde entstehen ließen und in erschreckenden Massen an die Oberfläche trieben! Flackernde Schatten tanzten auf der an ein vogelähnliches Wesen gemahnenden Schnabelmaske nach Art der Pestknechte. Dumpf mischte sich der Atem ihres Trägers mit dem Knistern des verbrennenden Räucherwerks, dessen freigesetzter Rauch Maria inzwischen Tränen in die Augen trieb. Der Körper jener Gestalt auf dem Stuhl war vollkommen von einer ledernen Kluft verhüllt, die wie die runzelige Haut eines urtümlichen Krokodils wirkte, wie es sie am Nil gab. Maria hatte ihren Vater einmal auf eine Handelsreise nach Alexandria begleitet und dort die Tiere auf dem Markt gesehen – sowohl in ihrem furchtein-

flößenden lebendigen Zustand als auch zu kostbarstem Leder verarbeitet, für das man in Genua ein Vermögen zahlen musste. Bisweilen wurden diese Geschöpfe aber ebenfalls als Mumien feilgeboten. Wie auch die Mumien von Menschen, Katzen und Ibissen, die man in Ägypten vor langer Zeit mit inzwischen unbekanntem Verfahren vor der Verwesung zu bewahren gewusst hatte, waren sie als Rohstoff für Heilmittel aller Art in ganz Europa beliebt, so als könne die geheimnisvolle Lebenskraft, die diesen Artefakten innewohnte, übertragen werden, indem man die Mumie zu einem Pulver zerrieb, das dann als Beimengung von Arzneien und Heiltinkturen diente. Das Haus di Lorenzo hatte sich über Jahre hinweg immer wieder am Handel mit Mumien beteiligt, wengleich der Anteil der Familie am Handelsumsatz bei weitem nicht so bedeutend war wie der von Zucker, Seide und Seife, die man vornehmlich aus den levantinischen Küstenstädten bezog.

Damals in Alexandria hatte Maria zum ersten und einzigen Mal auch eine vollständig erhaltene menschliche Mumie zu Gesicht bekommen, deren Anblick ihr noch jahrelang in Form von Alpträumen gegenwärtig gewesen war. Der Art und Weise, wie die Gestalt vor ihr auf dem Stuhl die Arme mit Binden umwickelt hatte, erinnerte Maria unwillkürlich an jenen Anblick. Unter diesen Binden, deren Sinn sich der jungen Frau in diesem Moment einfach nicht erschließen wollte, waren immer wieder freie Flächen zu sehen, die den Blick auf das eigentümliche Leder freigaben, aus dem der ganze Anzug bestand. Das Erstaunlichste daran waren für Maria die Handschuhe, die bemerkenswert fein gearbeitet waren. Das Material schien fast hauteng anzuliegen und musste sehr dünn sein, denn die Konturen der Fingerglieder stachen deutlich hervor.

»Ihr seid Maria di Lorenzo?«, wisperte die Stimme unter der Schnabelmaske auf Venezianisch.

»Ja, die bin ich. Und Ihr müsst der berühmte Pestarzt Fausto Cagliari sein, dem selbst der Kaiser vertraut!«

»Ja, das ist wahr. Wo ist Euer Bruder?«

»Er wartet draußen vor der Tür. Es hieß, wir sollten einzeln eintreten.«

»Zieht Euch aus«, forderte Cagliari's wispernde Stimme. »Legt alle Kleidung, die Ihr am Leib tragt, ab! Ich muss Euren Körper nach den Zeichen der Krankheit untersuchen!«

»Ich trage keine Pestbeulen! Dann wäre ich in Pera geblieben und hätte den stillen Tod erwartet, so wie er meine Eltern ereilte!«

»Tut, was ich sage!«, forderte Cagliari. Seine Stimme war nur ein leises, krächzendes Flüstern und schien doch eine geradezu unheimliche Kraft in sich zu tragen. Eine Kraft, deren Einfluss man sich kaum entziehen konnte. »Es geht mir nicht nur um die Pestbeulen, deren Anfangsstadium Ihr vielleicht selbst gar nicht bemerken würdet. Es gibt noch weitere Zeichen. Und nun zielt Euch nicht länger oder sucht Euch jemand anderen, der Euch die Pestfreiheit bestätigen könnte! Jemanden, dem der Kaiser vertraut, was ja nicht ganz unwichtig ist. Schließlich sollt Ihr ja einige wesentliche Geschäfte mit dem Hof und der kaiserlichen Familie abmachen.«

Der Gedanke daran, sich vor Fausto Cagliari zu entkleiden, war ihr äußerst unangenehm. In seiner eigenartigen, ihn vollständig bedeckenden Kluft wirkte er kaum noch wie ein Mann, sondern eher wie ein der Hölle entstiegener Tiermensch. Zugleich war ihr klar, dass sie keine andere Wahl hätte. Der Kaiser hatte seine Frau durch die Pest verloren, und seitdem verfolgte ihn eine geradezu panische Furcht vor dieser Krankheit. Zugang zum Kaiserhof ohne eine Bestätigung darüber, dass man frei von Zeichen des Übels war, galt als schier undenkbar. Aber Geschäfte in Konstantinopel zu machen ohne eine gute Verbin-

dung zum Kaiserhaus war ebenfalls nicht vorstellbar. Das Urteil eines Arztes, dem der Kaiser vertraute, war für den Fortbestand des Handelshauses überlebenswichtig, das allein durch die Erkrankung und den Tod seines Herrn bis an den Rand seiner Existenzfähigkeit gebeutelt worden war. Es kam einer besonderen Gnade des Hofes gleich, dass dieser Arzt des kaiserlichen Vertrauens die Untersuchung durchführen sollte. Maria war das sehr wohl bewusst. Es war ein Akt des Vertrauens, der von Generationen der di Lorenzos verdient worden war – angefangen mit Niccolò Andrea, der geholfen hatte, die Franken und Lateiner zu vertreiben, bis hin zu ihrem Vater. Was war dagegen ihre Scham? Wie hätte sie sich angesichts dessen zieren können – zumal sie fest entschlossen war, das Handelshaus weiterzuführen. Und dem musste sich alles andere unterordnen. So soll geschehen, was zu geschehen hat, dachte sie. Der Herr hat mich bisher beschützt, warum sollte er es nicht auch in Zukunft tun?

Maria ließ das graue Büßergewand hinabgleiten, und mehr als das trug sie ohnehin nicht mehr am Leib. Im Grunde genommen hatte sie so ein aufrichtiges Zeichen der Buße zum Herrn senden wollen, wie Pater Matteo es ihr geraten hatte. Unter all den Mitteln, deren tatsächliche Wirkung gegen die Pest höchst zweifelhaft waren, erschien es ihr noch am vielversprechendsten, sich auf diese Weise direkt an die höchste Macht selbst zu richten.

Eine Gänsehaut überzog ihren gesamten Körper, als der Arzt an sie herantrat und sie zu untersuchen begann. Maria fühlte tiefe Scham, derart den Blicken dieses Fremden ausgesetzt zu sein. Er kam ihr nahe genug, um die Farbe seiner Augen erkennen zu können: Sie waren eisgrau, und der Blick wirkte so kalt, dass ihr Schauer über den Rücken jagten. Ein Blick, der alles zu durchdringen schien und vor dem man nichts verbergen konnte. Ein Blick aber auch, dem alles Menschliche zu feh-



len schien. Maria schob diesen Umstand auf die optische Wirkung der Schnabelmaske. In ihrem tiefsten Inneren ahnte sie freilich, dass es damit nichts zu tun hatte. Selbst wenn er ihren Körper mit Lüsternheit und Begierde gemustert hätte, wie sie zunächst befürchtet hatte, dann wäre darin zumindest eine Spur von Menschlichkeit zu finden gewesen. Die Art und Weise jedoch, wie diese grauen Augen sie betrachteten, war dermaßen unangenehm, dass sie keine Worte gefunden hätte, um es zu beschreiben. Die Tücher, mit denen seine Arme umwickelt waren, strömten den Duft ätherischer Öle aus, in die sie offenbar getränkt worden waren. Ein Geruch, der so stark war, dass Maria kaum noch atmen konnte und dass das Wasser aus Augen und Nase zu laufen begann. Cagliari behandschuhte Hände tasteten unter ihre Achseln und an den Leistenbeugen. Er ging dabei ziemlich grob vor, sodass Maria beinahe schreiend zurückgewichen wäre. Doch sie beherrschte sich. So ähnlich musste es sein, wenn die nackten Menschenseelen in der Hölle von den tierhaften Dämonen gequält würden. In Genua hatte sie Gemälde gesehen, die dies in aller drastischen Deutlichkeit darstellten. »Keine Schwellungen«, murmelte Cagliari Stimme unter seiner Schnabelmaske, und der dumpfe, fast röchelnde Laut, der dann folgte, mochte in Wahrheit ein Aufatmen sein. »Stellt Euch mehr ins Licht!«, verlangte er dann. »Hierhin!« Er deutete mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Position. Maria trat ein paar Schritte zur Seite, der helle Schein des Kerzenlichts erfasste sie nun noch deutlicher. Cagliari hob ihr Gewand vom Boden auf, eilte damit zum Kamin und warf es in die Flammen. Knisternd begann es zu verbrennen. Dann kehrte der Arzt zurück. Aus einer Tasche an seinem Gürtel holte er ein Vergrößerungsglas hervor und machte sich daran, nun mit diesem Hilfsmittel ihren gesamten Körper eingehend zu betrachten. Fingerbreit für Fingerbreit ging er vor, und er musste dabei den Schnabel sei-

ner Maske stets gesenkt halten, um eine der Augenöffnungen näher an das Glas halten zu können. »Habt Ihr Stiche oder Bisse kleinster Tiere an Euch bemerkt?«, erkundigte er sich. »Von Flöhen zum Beispiel?«

»Nein, Meister Cagliari. Allerdings habe ich auch nicht sonderlich darauf geachtet, denn wie Ihr wisst, sind Flöhe überall, und man kann ihnen nicht entweichen.«

»So wie der Pestilenz«, ergänzte der Arzt, während er mit seinem akribisch ausgeführten Handwerk fortfuhr. Dass die Pest oft gerade dann auftauchte, nachdem vermehrt Ratten auf den Straßen zu sehen gewesen waren, wusste Maria natürlich. Die Nager waren daher als Boten der Krankheit berüchtigt. Boten, die das Miasma im Schlamm urplötzlich entstehen, an die Oberfläche kriechen und einem unbändigen Drang zur unaufhörlichen Wanderung folgen ließen. Aber Flöhe? Als jene unsichtbaren Insekten, von denen gemunkelt wurde, dass sie die Krankheit möglicherweise verursachten, hatte sich Maria jedenfalls anderes Ungeziefer vorgestellt.

»Ich habe keine Flohbisse bemerkt«, teilte sie ihm mit. »Allerdings gibt es so vieles winziges Getier, das sticht und zwick.«

»Doch nur Flöhe beißen mehrfach und in einer geraden Reihe«, erklärte der Arzt.

»Verzeiht, wenn ich Euch noch einmal darauf anspreche – indes höre ich die Ansicht, dass Flöhe etwas mit der Pest zu tun hätten, zum ersten Mal. Ich dachte, diese Insekten wären unsichtbar und flögen einem in Mund und Nase, wenn man den Pesthauch einatmet.«

»Achtet stets darauf, Euch von allen Tieren und Menschen fernzuhalten, die auf Euch Flöhe übertragen könnten«, sagte Cagliari, ohne weiter auf Marias Nachfrage einzugehen. »Ich kann keine Zeichen der Krankheit an Euch erkennen und auch keine frischen Flohbisse, was nicht heißt, dass Ihr nicht vor kur-

zem noch solche Bisse an Eurem Körper getragen habt und dass das krankmachende Dämonengift dieser Kreaturen in Euren Leib gedrungen ist. Vierzig Tage werdet Ihr nicht sicher sein, ob Ihr die Seuche in Euch tragt. Meidet in dieser Zeit alle Kontakte, soweit dies irgend möglich ist! Auch untereinander, auch wenn es Euren Bruder betrifft – letztendlich ist es durchaus möglich, dass einer von Euch die Krankheit in sich trägt und der andere nicht.« Er drehte sich um und ging zur Seite. Dort stand ein Bottich, den Maria bisher nicht bemerkt hatte. Aus dem Behälter zog er ein großes, dünnes Tuch heraus. Es wirkte feucht und schwer. Damit kam er zurück und schlang dieses Tuch um ihren bloßen Körper. Der unfassbar scharfe Geruch, den dieses Tuch ausströmte, brannte wie Feuer in Nase und Rachen. Marias Augen begannen so stark zu tränen, dass sie kaum noch etwas sehen konnte. »Lasst dieses Tuch, solange Ihr es ertragen könnt, auf Eurer Haut. In vierzig Tagen werde ich Euch erneut untersuchen. Und wenn Ihr dann nach wie vor ohne Befund seid, kann man davon ausgehen, dass Ihr nicht von der Krankheit befallen seid!«

Maria wollte antworten, der beißende Geruch hinderte sie jedoch daran, auch nur ein einziges Wort herauszubringen.

»Jetzt soll Euer Bruder zu mir kommen!«, ordnete Cagliari zum Abschluss noch an. Er wandte sich in Richtung der Tür und rief mit überraschender Stimmgewalt: »Bringt den anderen!«

Die Tage bis zur nächsten Untersuchung durch Meister Cagliari waren für Maria und Marco dazu bestimmt, jeweils in der Abgeschiedenheit eines eigenen Zimmers zu verweilen, das man eigens für jeden von ihnen hergerichtet hatte. Eine Dienerin brachte Maria die Mahlzeiten und frische Kleidung. Die Frau kam nur bis zur Tür, legte an der Schwelle alles auf den Boden, klopfte dann an und verschwand sofort wieder.

Maria wartete, bis sie ein paar sich entfernende Schritte gehört hatte, und öffnete schließlich, um die Sachen hereinzuholen.

Bereits am zweiten Tag jedoch entdeckte sie die Dienerin an einer Ecke des Korridors, sie war dort stehen geblieben. Die junge levantinische Frau hatte blauschwarzes Haar und war sicher nicht älter als Maria selbst. Der Blick ihrer dunklen Augen senkte sich.

»Wie heißt du?«, fragte Maria. Eigentlich kannte sie jeden der zahlreichen Angestellten und die umfangreiche Dienerschaft, die im Dienst des Hauses di Lorenzo standen. Selbst viele der Tagelöhner, die nur für bestimmte Aufgaben und für die Dauer von ein paar Stunden angeheuert wurden, um Waren ins Kontor zu bringen, waren ihr zumindest dem Gesicht nach bekannt. Von vielen wusste sie auch den Namen, denn die meisten dienten dem Handelshaus schon seit langem und wurden immer wieder verpflichtet. Früher, so hatte Maria noch die Erzählungen ihres längst verstorbenen Großvaters Francesco di Lorenzo im Ohr, hätten sich Tausende von Arbeitswilligen im Hafen gedrängt und darauf gewartet, dass man ihnen für ein paar Kupfermünzen Arbeit gab. Aber diese Zeiten waren längst vorbei. Manchmal war es inzwischen schon schwierig geworden, genügend Träger zu einem bestimmten Termin zu bekommen. All diese Veränderungen hatten wohl damit zu tun, dass die wiederholte Rückkehr des Schwarzen Todes die Stadt regelrecht hatte ausbluten lassen und ihre Bevölkerung auf ein Minimum geschrumpft war. »Nenn mir deinen Namen!«, wiederholte Maria ihre Aufforderung in sehr deutlichem Griechisch, nachdem sie die junge Frau zunächst ganz selbstverständlich in ihrem Genueser Dialekt angesprochen hatte.

»Seriféa«, antwortete sie nun.

»Ich habe dich hier früher noch nie gesehen.«

»Euer Schreiber Davide hat mich angestellt. Ich bin die Toch-

ter seines Neffen Walid und erst vor einigen Wochen nach Konstantinopel gekommen.«

»Und woher?«

»Aus einem Ort, der auf Griechisch Chrysopolis heißt. Ihr könnt ihn sehen, wenn Ihr über das Meer blickt.«

Natürlich kannte Maria Chrysopolis, es lag am asiatischen Ufer. Früher hatte es nicht nur eine Eisenkette gegeben, die den Zugang zum Kriegshafen und zum Goldenen Horn versperrte, sondern auch noch eine zweite, die sich von der innerhalb des kaiserlichen Palastbezirks gelegenen Gotensäule bis zum hölzernen Leuchtturm, dem Leanderturm, kurz vor dem asiatischen Ufer spannte – und von dort aus weiter bis nach Chrysopolis. Auf diese Weise war es in besseren Zeiten des byzantinischen Kaiserreichs möglich gewesen, die Einfahrt in den Bosphorus für sämtliche Schiffe vollkommen abzusperren und damit eine der wichtigsten Handelsstraßen unpassierbar zu machen. Mittlerweile gehörte Chrysopolis zum Reich des Sultans. Er kontrollierte die Meerenge am Bosphorus und an den Dardanellen. Zwar vermochten die Osmanen nicht, es den Rhomäern gleichzutun und Ketten über das Wasser zu spannen, die Zahl ihrer Kriegsschiffe war jedoch der Konstantinopels überlegen; dasselbe galt für die Anzahl der Kanonen, die in den Festungen zu beiden Seiten des Bosphorus stationiert waren. Konstantinopel hatte schon lange nicht mehr die Macht, den Bosphorus zu verschließen, dazu fehlte dem Kaiser in diesen Tagen schlicht und ergreifend jener wenn auch noch so kleine Landstreifen am asiatischen Ufer, auf dem Chrysopolis lag. Der Sultan hingegen hatte diese Macht jederzeit. So hatten sich die Gewichte im Laufe der Zeit verschoben.

»Darf ich gehen?«, fragte Seriféa.

»Nein, warte noch einen Augenblick.«

»Ja, Herrin.«

»Was hat dir Davide über mich und meinen Bruder berichtet?«

»Ich fürchte die Pest nicht«, sagte sie. »Sie schlägt den, den der Herr damit schlagen will. Es liegt nicht in unserer Hand. Also habe ich nichts dagegen einzuwenden, Euch die Nahrung zu bringen. Davon abgesehen bin ich verschwiegen. Alles, was ich in Ihrem Haus höre oder sehe, bleibt in seinen Mauern.«

Anscheinend hatte Davide umfassender mit seiner Großnichte Seriféa gesprochen, als es Maria im ersten Moment genehm war. Aber vielleicht war das auch gut so. Wenn sich Davide Scrittore durch eine besondere Eigenschaft auszeichnete, dann war dies neben seiner absoluten Loyalität ganz gewiss seine gute Menschenkenntnis. Und wenn er jemanden seines Vertrauens für würdig hielt, dann lag er damit normalerweise richtig. Immer wieder hatte er Marias Vater Berater und Helfer empfohlen, deren Tätigkeit sich im Nachhinein als äußerst wertvoll erwiesen hatte. Warum sollte ich ihm in dieser Sache also nicht auch trauen?, ging es Maria durch den Kopf.

»Erzähl mir etwas mehr über dich«, forderte Maria. »Dann weiß ich besser, ob und inwieweit ich dir trauen kann.«

»Meine Eltern und drei meiner Geschwister starben ebenfalls an der Pest, so wie es mit Euren Eltern geschah«, sagte Seriféa, ohne dabei den Blick zu heben. Während sie mit einer Stimme sprach, die sehr gefasst und stark klang, griff sie mit einer schnellen Bewegung nach dem messingfarbenen Kreuz, das sie an einem Lederband um den Hals trug. Offensichtlich war es die Kraft des Glaubens, die ihr angesichts dieser Schicksalsschläge die nötige Kraft verlieh, um weiterleben zu können, ohne die Hoffnung zu verlieren.

»In den Ländern des Sultans wütet diese Krankheit anscheinend genauso wie innerhalb der Mauern unserer Stadt«, stellte Maria fest.

Seriféa nickte.

»Was wohl heißt, dass die Anhänger Mohammeds und die Christen Gott in gleichem Maße fernstehen müssen, denn sonst würde er sie nicht in derselben Weise geißeln!« Ein Anflug von Bitterkeit klang jetzt in ihrem Tonfall mit, obgleich sie davon in ihren Gesichtszügen nichts erkennen ließ.

»Es ist nicht so, dass ich über deine Dienste hier unglücklich wäre oder etwas daran auszusetzen hätte«, legte Maria schließlich klar. »Aber ich weiß nicht, ob du dir wirklich einen Gefallen damit getan hast, in diese Stadt zu kommen, die langsam vor sich hin stirbt.«

»Ich hatte keine Wahl – und bin sehr froh, im Haus von Davide untergekommen zu sein. Ihr müsst nämlich wissen, dass mancherorts in den Ländern des Sultans die Christen für den Ausbruch der Seuche verantwortlich gemacht werden – so, wie es heißt, dass in den Städten der christlichen Kaiser eher die Juden als Sündenböcke herhalten müssen, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach keine der beiden Gruppen irgendetwas mit dieser Plage zu tun hatte.«

»Nein, gewiss nicht.«

»Diese Geißel Gottes ist wie ein unsichtbarer Krieger, der seine Opfer blindwütig und anscheinend ohne Wahl erschlägt. Also sollten wir dem Herrn für jeden Tag danken, der uns bleibt.«

»Du scheinst dir viele Gedanken zu machen, Seriféa. Mehr, als ich dir zugetraut hatte.«

Tage waren in Abgeschlossenheit dahingegangen. Abgesehen von Seriféa suchte Davide sie fast jeden Tag auf. Es gab viele Dinge für das Handelshaus zu entscheiden, und manche waren von einer dermaßen großen Tragweite, dass Davide sich der Zustimmung der Erben sicher sein wollte. In dem letzten

Willen, den Luca di Lorenzo lange vor seinem Ableben zu Papier in Anwesenheit seiner Kinder sowie Davide Scrittores und Pater Matteos schriftlich niedergelegt hatte, war unter anderem auch festgelegt worden, dass Davide für seine langjährigen treuen Dienste einige Anteile an dem Handelshaus erbte. Anteile, die ihn zum Zünglein an der Waage machten und ihm, falls es zwischen den Erben zum Zerwürfnis käme, die ausschlaggebende Stimme gaben. Maria hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, da Davides Loyalität dem Haus und der Familie gegenüber außerhalb jeden Zweifels stand. Dasselbe galt überdies für seine Fähigkeiten als Geschäftsmann und Verwalter. Marco allerdings hatte an jenem Tag völlig die Fassung verloren. Diese Regelung war in seinen Augen nichts anderes als ein weiterer Beweis dafür, wie sehr sein Vater ihm und seinen Fähigkeiten letztlich misstraute und wie wenig er ihn verstand. Der heftige Streit, der danach folgte, war Maria bis zum heutigen Tag in lebhafter Erinnerung geblieben – verletzende Worte waren dabei von beiden Seiten gefallen. Worte, die sich nicht mehr zurücknehmen und ungeschehen machen ließen.

Kerzengerade saß Maria di Lorenzo vor dem aus dunklem Holzkunstvoll gedrechselten Tisch, der in ihrem Zimmer stand. Sie strich sich eine verirrte Strähne ihres kastanienbraunen Haares aus dem Gesicht, die sich irgendwie aus ihrer Frisur gestohlen hatte, nahm mit der Rechten den Stift aus Blei und trug damit sorgfältig Zahlen in die vorgezeichneten Spalten ein. Hinter jeden dieser Beträge machte sie ein Zeichen, das für die jeweilige Münze stand – denn auf den Märkten und in den Häfen am Bosphorus wurde in allen Währungen der Welt gezahlt.

Das Sonnenlicht fiel in ihr feingeschnittenes Gesicht, und ihre blaugrauen Augen erinnerten an die Farbe des Meeres. Trotz ihrer zierlichen Figur wirkte sie keineswegs zerbrechlich,



sondern sie strahlte eine innere Stärke aus, die wohl nur ein aufrichtiger Glaube verlieh. Die Zeit, da sie ein Büssergewand getragen hatte, war vorbei. Nichtsdestotrotz war ihre Kleidung schlicht geblieben. Schlichter, als es sonst unter den Kaufleuten Konstantinopels üblich war – besonders dann, wenn sie ihre Wurzeln in Italien hatten! Ihr erschien das in Anbetracht ihrer Trauer allerdings angemessen zu sein.

Sie hielt inne, und ein leichter Zug von Wehmut trat in ihre Züge. Durch das Fenster, das mit echtem venezianischen Glas versehen war, leuchteten die letzten Strahlen der über dem Bosphorus stehenden Abendsonne und tauchten den ganzen Raum in ein warmes rotgoldenes Licht.

Das Gesicht ihres Vaters stand ihr plötzlich vor Augen, wie es so häufig geschah, wenn sie in Gedanken war, ein Gesicht, so bleich wie eine Totenmaske, die Augen von schwarzen Ringen umgeben und der Ausdruck so elend im Angesicht des sicheren Todes. So oft war der üble Hauch der Pest über Konstantinopel gekommen – mehr als zehnmals in den letzten hundert Jahren. Der schmale Meeresarm, den man das Goldene Horn nannte und der diese große und einstmals so ruhmreiche Stadt von Pera trennte, hatte Marias Eltern nicht davor bewahrt, von diesem bösen Hauch hinweggerafft zu werden, sodass sie und ihr Bruder Marco nun allein dastanden. »Du musst stark sein, Maria, und das Erbe unseres Handelshauses bewahren!«, hatte ihr Vater ihr auf dem Totenbett gesagt. »Wir schaffen Reichtum nicht um seiner selbst willen, sondern um Gutes damit zu bewirken und das Leben künftiger Träger unseres Namens zu sichern ...«

Wahrscheinlich war mein Vater der Einzige, der diesem Gedanken in aller Ernsthaftigkeit folgte!, dachte Maria nicht zum ersten Mal.

Es klopfte an der Tür.



Conny Walden

## **Der Medicus von Konstantinopel**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08583-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Im Schatten des Schwarzen Todes kämpft eine mutige Frau ums Überleben und ihre große Liebe

Konstantinopel Mitte des 15. Jahrhunderts: Das byzantinische Reich zerfällt, und die Türken rücken näher. Die Kaiser werden Opfer von Intrigen – oder der Pest. Mit dem Wüten des Schwarzen Todes übernehmen Angst und Aberglaube die Herrschaft. Auch der Bruder Maria di Lorenzos hat sich einer Sekte angeschlossen, und die junge Frau muss das Handelshaus der Familie alleine führen. Als sie dem Arzt Wolfhart begegnet, entspinnt sich eine leidenschaftliche Liebe. Wolfhart ist in der Stadt, um Fausto Cagliari zu treffen, den berühmtesten Pest-Arzt seiner Zeit. Doch er muss erkennen, dass Cagliari einen wahrhaft teuflischen Plan verfolgt ...